

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Englisch-Ostindien

Karlsruhe, 1858 [erschieden] 1859

Altindische Regierungsform/Anfang und Entwicklung der
englisch-ostindischen Compagnie

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

Augen ein Gräuel. Man muß nämlich wissen, daß ein Hindu nicht nur nicht mit einem Muselmanne zusammen ist, sondern auch nicht mit 99 andern Hindus unter 100. Denn nicht bloß, daß ihre Kasten streng geschieden sind, sondern jede einzelne, z. B. die der Brahmanen, zerfällt noch in einige Duzend Unterabtheilungen, von denen keine mit einer andern in Berührung kommen darf. Dieser religiöse Fanatismus geht oft so weit, daß sie lieber Hunger leiden, als ihre Kaste verlieren, indem sie mit einem Andern zusammen essen.

Kommt ein Brahmane aus dem Hospital oder dem Gefängnisse, so ist er überzeugt, seine Kaste verloren zu haben, und wird mit seiner ganzen Familie ein Feind der Regierung. Es ist rein unmöglich, die Vorurtheile der Hindu in Nichts zu verletzen; was man auch thun möge, sie suchen und finden darin immer eine Verletzung ihrer religiösen Satzungen.

Altindische Regierungsform. — Anfang und Entwicklung der englisch-ostindischen Compagnie.

Was wir von der indischen Regierungsform aus den frühesten Zeiten wissen, ist in den heiligen Büchern Manus enthalten. Die Grundlage des Staats bilden, denselben zufolge, die Kasten und die darin ausführlich geschilderten Verhältnisse, in denen diese vier Klassen zu einander stehen *). Die älteste Regierungsform, welcher wir bei den alten Indiern begegnen, war, so weit unsere Kenntniß von derselben reicht, weniger eine eigentliche Willkürherrschaft, als was sich mit den Worten: staatliche Obergewalt bezeichnen läßt. Der König stand an der Spitze des Staates und war von bürgerlichen und militärischen Räten umgeben, deren Gewaltbefugniß jedoch rein von ihm verliehen ward. Dieser König oder dieses Oberhaupt war jedoch in diesen heiligen Büchern für Ausschreitungen seiner Gewalt mit Körper- oder Geldstrafe bedroht, ohne daß darin die Art und Weise bezeichnet oder der Gerichtshof benannt ist, der ihn zur Strafe zieht. Hiernach muß man sich die Kirche als den obersten

*) Siehe über die Kasten den vorstehenden Abschnitt. *

Gerichtshof vorstellen. Entstand Unzufriedenheit unter dem Volke mit des Königs Regimente, so dachte man sich die Priesterschaft als Vollstreckerin seines (des Volkes) Willens; stimmten Priesterschaft und Volk mit einander überein, so mußte der Monarch beiden gegenüber machtlos sein, die seltenen Fälle abgerechnet, wo die Kriegerklasse es mit dem Monarchen gegen beide hielt. Auf diese Weise war der Einfluß der Priesterschaft dem Throne entgegengesetzt, während er ihn in Wirklichkeit stützte; indem er dem Anschein nach dessen unbegrenzte Gewalt aufrecht erhielt, schränkte er sie thatsächlich ein. Es war natürlicher Gegensatz, gleichzeitig aber das Bedürfniß der Uebereinstimmung vorhanden. Nothwendiges Ergebnis dieses Verhältnisses mußte ein Despotismus sein, der durch moralische Einflüsse und die priesterliche Gewalt (*Imperium in imperio*) gemäßiget ward. Eine der Statuten des Buches, das man sich als von Gott eingegeben dachte, bestimmt, daß der Monarch stets einen Priester als ein Glied seines Haushalts um sich habe. In der That sind die Gesetze, welche dasselbe für das Regiment des Monarchen vorschreibt, eben so umfassend und bindend gegeben, wie diejenigen, welche vom Leben und dem Gehorsam des Volkes handeln. Daraus, daß solche und in so großer Zahl den Schutz der Person des Monarchen gegen Gift, Dolch, Strang u. s. w. zum Gegenstand haben, ist der Schluß erlaubt, daß, während die Theorie seiner Willkürherrschaft vielleicht nicht offen bekämpft ward, diejenigen seiner Unterthanen, welche sich durch dieselbe in ihren Rechten gekränkt glaubten, solche nicht als geheiligt genug betrachteten, um sie nicht durch blutige Mittel zu bekämpfen und sich an der Person des Königs selbst zu vergehen.

Derliche Besonderheiten, große natürliche Trennungen und Ursachen, die sich heutzutage nur unvollkommen nachweisen lassen, theilten die Bewohner von Indien in verschiedene staatliche Gemeinschaften unter einer größeren Zahl von Oberhäuptern ab, aber die Beziehungen des Monarchen, des Krieger- und Priesterstandes wie des Volkes zu einander blieben überall im Wesen die gleichen, und die Politik für einheimische wie für auswärtige Angelegenheiten dieselbe. Die Vorschriften der heiligen Bücher *Manu's* wurden von allen gleich geachtet; sogar ehe die Gesetzprinzipien, welche dieses Buch später enthielt, ihre Ausarbeitung erhalten hatten, waren sie schon die Hauptelemente in dem politischen Leben aller indischen Staaten. Unter den politischen Lehren, welche diese heiligen Bücher den Souveränen geben, war auch die enthalten, daß sie suchen sollen, Uneinig-

keit unter ihren auswärtigen Feinden zu nähren. Diese Vorschrift erhielt in ihrer Befolgung eine weite Ausdehnung. Trachtete ein Prinz nach dem Gebiet eines andern, so erklärte er denselben zu seinem Feinde, und befolgte im Namen der Religion den ihm von dem heiligen Buche gegebenen Rath, indem er am Hofe und unter den Unterthanen seines friedlichen Nachbarn, der vielleicht sogar sein Allirter war, Zwietracht und Uneinigkeit auf jede Weise nährte; möglicherweise entfaltete er seine verwerflichen Künste selbst gegen Jemand, der gleichzeitig ähnliche Mittel gegen ihn anwandte. Dadurch ward die auswärtige Politik der einheimischen Herrscher zu allen Zeiten zu einer sehr verderbten. Treulosigkeit war stets ihr Charakter. Wo Verträge gehalten wurden, geschah es nicht aus Ehrlichkeit, sondern weil es der Vortheil so erheischte.

Nach zwei Jahrtausenden schlechter Regierung und Unterdrückung, und nachdem alle Gräuel der Fremdherrschaft durch die Einfälle der Mohamedaner über dieses Land gekommen waren, begannen europäische Nationen auf der indischen Halbinsel zu Handelszwecken Factorien anzulegen. Die Engländer waren nicht die ersten in diesen Unternehmungen, aber die entschlossensten und ausdauerndsten. Bereits im Jahr 1486 hatten die Portugiesen unter Bartholomäus Diaz über das Cap der guten Hoffnung den Weg nach Indien gefunden. Gestählt für Anstrengungen aller Art im Kampfe gegen die in den Süden ihres Landes eingedrungenen Mauren, bewährte diese Nation in ihren Unternehmungen gegen Indien eine Größe, die, leider! seitdem verloren gieng. Der erste europäische Eroberer Indiens war der große Alfonso Albuquerque, ein Mann, wie die Weltgeschichte an Charakterfestigkeit, Tapferkeit und geistiger Größe wenige aufzuweisen hat. Gestachelt durch die Erfolge der Portugiesen erschienen gegen das Jahr 1600 die Holländer, die damals für die erste Seenation der Welt galten, ebenfalls in Indien, wo sie Niederlassungen gründeten, die heute noch blühen und den Grund zu dem großen Handelsverkehre und Reichthume dieser Nation legten. Diese beiden Nationen sollten jedoch fortan, sowohl in Indien als Europa, durch die Engländer in Schatten gestellt werden.

Anfang und Entwicklung der englisch-ostindischen Compagnie. Am 31. Dezember des Jahres 1599 gewährte die Königin Elisabeth einer Gesellschaft von Kaufleuten, welche 68,000 L. zusammengeschossen hatten, Corporationsrechte unter der Firma: der Gouverneur und die Compagnie londoner Kaufleute behufs des Handels in Ostindien. Die ersten

Anfänge der indischen Abenteurer (so nannte man bis ziemlich tief in unsere Zeit herab die Entdecker und Rheber, welche auf gewagte Geschäfte ausgingen) waren sehr beschränkt, und man hätte nicht denken sollen, daß der Vorsprung den andern handeltreibenden Nationen abgerungen werden würde. Auf 15 Jahre erhielt in dem königlichen Incorporationsbereiche die Gesellschaft das Monopol des ostindischen Handels; zum Betriebe ihrer Geschäfte sollte sie 24 Mitglieder unter einem Gouverneur auf die Dauer eines Jahres ernennen. Auf die erste Reise gingen vier große und ein kleines Schiff mit 28,000 L. Geld und 6,000 L. Waarenwerth an Bord. Unter Jakob I. war es leicht, Monopole erneuert zu erhalten, und so sah sich auch die ostindische Compagnie 1609 schon im Besitze eines der Zeit nach unbeschränkten Vorrechtes; nur wollte, wenn daraus dem Staatswohle offenbar Schaden erwachse, die Regierung das Recht haben, drei Jahre nach beßfalliger Aufkündigung die Privilegien aufzuheben.

Drei Jahre nach dieser Vervollständigung des Freibriefes, 1612, verwandelte sich die Gesellschaft in eine Actiengesellschaft, wobei je 500 L. Kapital eine Stimme gaben. Im Auf und Nieder des Verkehrs blieben jedoch die Einkünfte der indischen Abenteurer immer noch hoch genug, um ihre Actien zu den gesuchtesten Geldanlagen zu machen. Die zwei Punkte, wo sich der englische Handel in Ostindien zuerst fixirte, sind Orte, die jetzt so gut wie gar nicht genannt werden, Bantam auf Java und Surat an der Ostküste. Letzterer Ort war damals der Haupthafenplatz für die nach Mekka pilgernden Mohamedaner Hindustans, und in so weit kein schlechtgewählter Stapelplatz, allein die Nachbarschaft der Portugiesen gab Jahr aus Jahr ein zu Streitigkeiten Anlaß und zu Bantam erschwerten die Holländer das Aufkommen. Gerade von dem Jahre, wo in England die große Rebellion beginnt, wurde die dauernde Freiheit der Nation datirt; 1649 faßte die ostindische Compagnie an der westlichen Seite der Halbinsel von Vorder-Indien Fuß. Neben der portugiesischen Factorie San Thome ward mit Bewilligung eines benachbarten Nabobs das Fort St. George erbaut, neben dem sich bald die aufblühende Stadt Madras erhob. Das Häuschen eines französischen Missionärs und sechs Fischerhütten bildeten den Anfang der Präsidentschaft von Madras. Zwanzig Jahre später erhielt König Karl II. von Portugal die Insel und Stadt Bombay als Mitgift seiner Gemahlin, Katharina von Braganza. Die Portugiesen machten eine Zeit lang Schwierigkeiten, ehe sie den Besitz

wirklich übertragen. Als es endlich geschehen war, merkte die englische Regierung bald, daß für sie aus der weit entlegenen Besitzung kein Gewinn zu ziehen war. Man zog es deshalb vor, die neue Erwerbung der englischen Compagnie nach den Regeln des gewöhnlichen englischen Freigutsystems zu übergeben. Dieß war der Anfang der Präsidentschaft von Bombay, aber weder Bombay noch Madras konnte und kann sich an Bedeutung mit dem Delta des Ganges messen, dem Eingange in das Herz von Bengalen, wo die indische Fruchtbarkeit sich selbst übertrifft und die großen Wasserstraßen in die weit entlegenen Hinterländer des Ostens abzweigen. Auch hier waren Portugiesen und Holländer schon vorangegangen, und der unter der Restauration besonders aufblühende Unternehmungsgeist Englands führte auch die Schiffe der Compagnie die Bai von Bengalen hinauf an die hundert Mündungen des heiligen Stromes. Am Hugly, einem der Arme des Ganges, fand sich neben der portugiesischen und holländischen auch eine englische Factorie vor; aber die Rivalen waren hier wieder zu nahe und Streit mit den Eingebornen kam hinzu. So entschlossen sich denn die Engländer, 25 englische Meilen weiter abwärts am nämlichen Flusse eine neue Anlage zu machen. Neben dem Dorfe Chuttanutty entstand, was seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Kalkutta genannt wird, zuerst allmählig unter dem Schutze der Kanonen des Forts William zum Städtchen, dann zur Stadt heranzuwachsend, bis sie zur Hauptstadt des ostindischen Reiches und dem Centralpunkt des englisch-ostindischen Handels ward. Zunächst wohnte die Compagnie dort noch auf fremder Scholle, denn der Großmogul hatte den Grund und Boden nur verpachtet, nicht verkauft. Ueberall aber, zu Bombay, Madras und Kalkutta, betrug das der Compagnie angehörige oder verliehene Land stets nur wenige Quadratmeilen. Jedoch die Stützpunkte waren gewonnen, von denen aus das ganze indische Erdreich bewegt werden sollte.

Mittlerweile waren die Geschicke der Compagnie in der Heimath von dem buntesten Wechsel gewesen. Seit der Restauration hatten sich die Gewinnantheile der Gesellschaft ungeheuer gehoben. Im Jahre 1676 erhielt jeder Actionär als Dividende neun Actien zum Belauf der ursprünglich von ihm besessenen. Von diesem so verdoppelten Kapitale wurden während fünf Jahren durchschnittlich 20 Prozent Zinsen jährlich bezahlt. Während noch 1664 die Actien auf 70 Prozent standen, war ihr Preis 1677 auf 245 gestiegen, 1681 auf 300, und einzelne Verkäufe sollen zu 500 Prozent abgeschlossen worden sein.

Diese ungeheuern Steigerungen scheinen zum Verkauf gereizt zu haben, denn mit dem Fortschreiten der Procente verminderte sich die Zahl der Actionäre. Die ganze Gesellschaft bestand am Ende aus wenigen reichen Kaufleuten Londons, so daß fünf Personen den sechsten Theil, vierzehn Personen den dritten Theil aller Actien besaßen. An der Spitze dieser Größen stand Sir Josiah Child, der sich vom Ladenjungen zum Eigenthümer von 20,000 Pfd. Sterling Renten und zum Schwiegervater des Herzogs von Beaufort aufgeschwungen hatte und dessen Verwandte und Schützlinge die Compagnie-Kemter in Leadenhallstreet und in den ostindischen Factoreien fast monopolisirten.

Aber die politischen Stürme Englands rissen auch die ostindische Compagnie mit in ihren Strudel; bis dahin waren die Hauptleiter der Gesellschaft Whigs gewesen, glühende Patrioten für die protestantische Sache und gegen den katholischen Thronfolger. Allein Sir Josiah Child fand es zur rechten Zeit, wie er glaubte, angemessen, sich dem Hofe und den Tories zuzuwenden, wo sein Ansehen und sein Geld sehr willkommen waren. Karl der Zweite war so gnädig, ein Geschenk von 10,000 Pfund Sterling von der Compagnie anzunehmen; der Thronfolger wollte seinem Bruder an Generosität nicht nachstehen und nahm die gleiche Summe. Dem Beispiele der Herren folgten die Diener, und ostindische Shawls und Diamanten glänzten an den Großen und Schönen von Whitehall. Die Whigs warfen sich dagegen auf die Seite aller Derer, welche gegen die Compagnie klagten, und hier standen alle unternehmungslustigen Rheder, die nicht zur Gesellschaft gehörten, voran; aber in den letzten Jahren Karls des Zweiten und unter Jakob dem Zweiten hatte die Compagnie so viel Macht, als der König Gewalt. Neue Freibriefe gaben ihr das Recht, mit den nichtchristlichen Reichen des Ostens Krieg zu führen und Frieden zu schließen und jeden Engländer, der sich ohne besondere Erlaubniß in ihren Ansiedlungen vorfände, gefangen nach Europa zu schicken. So stand die Compagnie am Vorabend der großen Revolution von 1688.

In Folge derselben adoptirte das englische Parlament mehrfach freisinnigere Grundsätze hinsichtlich der ostindischen Compagnie und ward dadurch der Weg zu der großen Machtentwicklung gebahnt, zu der solche nach und nach gelangte. Ein berühmter englischer Geschichtschreiber *),

*) Mill in seiner persischen Geschichte.

der zugleich ein genauer Kenner indischer Verhältnisse ist, drückt sich hierüber wie folgt aus:

„Während wir im ersten Jahrhundert der Geschichte der ostindischen Compagnie reichliche Proben ihrer Mißregierung finden, begegnen wir ebenso einem kühnen Unternehmungsgeiste und entschlossener Ausdauer, welche kein erlittener Verlust zu stören, keine Gefahren zu brechen im Stande waren. Diesem Geiste, den der Besitz ausschließlicher Privilegien geschaffen hatte und fortwährend nährte, muß der endliche große Erfolg zugeschrieben werden. Er war es, der trotz der herbsten Unglücksfälle sie stets mit den heißesten Hoffnungen künftiger großer Gewinne besetzte; war dadurch auch hier und da Gelegenheit gegeben, ihren Ruhm durch Handlungen der Gewalt und Ungerechtigkeit, gegen diejenigen verübt, welche das Monopol angriffen, zu bestreken, so wurden doch dadurch, sowohl im Handel als im Kriege, Erfolge geschaffen, welche dem Charakter der englischen Nation nur Ehre brachten.“

Der Entscheidungskampf fällt in die Jahre 1744 — 1761; es war derjenige, wo Engländer und Franzosen um die Obergewalt über Indien stritten. Die Berührung einer unbekanntem Welt durch die alten Culturvölker Europas muß stets auf denkende Menschen eine unbezwingliche Anziehungskraft ausüben; wie um so mehr, wenn zwei große europäische Nationen, wie die Engländer und Franzosen, auf den Schlachtfeldern des fernen Ostens sich begegnen, und dort ihre Kräfte um eines solch unendlich wichtigen Zweckes willen im Kampfe messen.

Es wird daher nöthig, daß wir den Leser ausführlicher mit diesem Gegenstand bekannt machen.

Der Glanz, der die portugiesische Herrschaft in Indien während des sechszehnten Jahrhunderts umgeben hatte, war schnell erbleicht. Die Handelsmacht der Holländer war mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts im Sinken begriffen; überdieß hatten sie das Festland Indiens verlassen, um sich auf den Archipeln seiner Meere festzusetzen. So schienen die Engländer freies Feld für ihre Bestrebungen zu haben; die Geschäfte ihrer Handelsgesellschaft blühten. Verkäufe indischer Produkte, welche in London bewerkstelligt wurden, ergaben für ein einziges Jahr die für die damaligen Verhältnisse ungeheure Summe von zwei Millionen Pfund Sterling, als der im Jahr 1744 in Europa ausgebrochene Krieg die Gesellschaft auf einmal mit einem Gegner in Berührung brachte, der furchtbarer war, als alle bisherigen.

Frankreich, das sich auf der Bahn der Länderentdeckungen und der

Entwicklung des Seehandels von den andern Völkern hatte überflügeln lassen, war übrigens nicht ganz unbeweglich geblieben während der Bewegung, die gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem Geist der europäischen Race eine Richtung gegen die Meere gab. Indien selbst beschäftigte schon sehr früh die unternehmendsten Köpfe in den Seestädten Frankreichs. Bereits im Jahre 1503 ließen einige Kaufleute von Rouen ein Geschwader ausrüsten, das Handelsverbindungen in den indischen Meeren anknüpfen sollte. Allein die Unternehmung scheiterte und die dahin abgesandten Schiffe kehrten niemals wieder. Weitere Versuche waren kaum glücklicher, selbst nicht ein größerer, der im Jahr 1642 gemacht wurde und mit einer Niederlassung auf der Insel Madagasgar endigte. Diejenige französische Gesellschaft, welche große Erfolge in Indien erzielte, um sie rasch wieder einzubüßen, kam erst 1664 unter dem Ministerium Colbert zu Stande.

Solche gab die Niederlassung auf Madagascar wieder auf, und richtete ihr Hauptaugenmerk auf Pondichery. Als der Bruch zwischen England und Frankreich entstand, hatte letzteres auf dem Festland von Indien nur diese eine Besitzung, aber sie war in sehr blühendem Zustande, wohl befestigt und es gehörte noch eine gewisse Strecke Landes, welche dieselbe umgab, hinzu. Allerdings besaß Frankreich außerdem noch einige kaum nennenswerthe Factoreien zu Mahe, Kerikal und Chandernagor in Bengalen. Bei Ausbruch des Krieges, 1741, scheint nun die französische Gesellschaft große Anstrengungen gemacht zu haben, um die indischen Meere als neutralen Boden gelten zu lassen; während sie aber dieß auf diplomatischem Wege in Europa zu erreichen bemüht war, war es einem englischen Geschwader, unter Commodore Barnett, das in den indischen und chinesischen Meeren, in den Meerengen von Sonda und Malacca kreuzte, gelungen, eine Anzahl französischer Schiffe zu kapern, wodurch der Krieg unvermeidlich wurde. Labourdonnais, ein Mann von großem Talent und unermüdlischer Thätigkeit, der sich aus dem unteren Dienste der Marine zu dem höchsten Range emporgeschwungen hatte, war damals Gouverneur der Inseln von Frankreich und von Bourbon. In Folge seiner Bemühungen waren diese Inseln, fast ohne alle Unterstützung von Frankreich, sehr blühende Niederlassungen geworden. Labourdonnais befand sich in Frankreich, als der Krieg ausbrach. Beiden, der Gesellschaft und der Staatsregierung, schlug er sogleich vor, die Besitzungen des Feindes in Indien anzugreifen. Von beiden theils zurückgewiesen, theils im Stiche gelassen, unternahm er auf eigene Faust und mit fast wunderbar geschaffenen Mitteln

einen Angriff auf Madras, die damalige Hauptstadt der englischen Besitzungen in Indien, überhaupt die wichtigste Niederlassung, welche bis dahin von Europäern gegründet worden war. Die Bevölkerung derselben betrug damals mit der unmittelbaren Umgebung 250,000 Seelen, worunter 300 Europäer, wovon jedoch nur 200 Soldaten. Die Festung capitulirte. Geheime Instruktionen, welche Labourdonnais besaß, unterfügten ihm ausdrücklich, irgend einen Platz oder eine Factorie, deren er sich bemächtigt habe, besetzt zu halten. Die Capitulation lautete daher dahin, daß der Platz sogleich nach der Einnahme gegen Lösegeld wieder zurückgegeben würde.

Diese Bestimmung des Capitulationsvertrags mißfiel seinem Vorgesetzten, dem damaligen General-Gouverneur der französisch-indischen Besitzungen, Dupleir, im höchsten Grade. Dieser Mann, der sich durch seltene Geisteskraft auf diesen hohen Posten geschwungen hatte, träumte den Besitz von ganz Indien, und um denselben zu erreichen, zunächst die Vertreibung der Engländer von der Küste von Coromandel. Ihm mußte daher die Herausgabe von Madras sehr ungelegen kommen, die er also auch mit allen möglichen Mittel verzögerte und gänzlich zu hintertreiben suchte. Labourdonnais berief sich auf sein gegebenes Ehrenwort; er wurde jedoch festgenommen und nach Frankreich geschafft, wo er zwei Jahre und zwei Monate in der Bastille gefangen saß. Kaum daraus entlassen, starb er.

Der Umstand, daß Dupleir sich, der Capitulation entgegen, in Madras festsetzte, war Veranlassung für ihn, das dazu gehörige Fort St. David anzugreifen, was sich noch fortwährend hielt. Dessen Belagerung wurde durch ein Ereigniß ausgezeichnet, das in den Annalen der indischen Kriege Epoche macht. Der Nabob von Arcot, ein Bundesgenosse der Engländer, hatte seinen Sohn an der Spitze eines Heeres von 10,000 Mann abgesandt, um den Versuch einer Wiedereroberung von Madras zu machen. Die Franzosen hatten bloß 1,200 Mann, um die Stadt zu vertheidigen, zögerten aber trotzdem keinen Augenblick, den Angreifern entgegenzurücken. Ihre vorzügliche Mannszucht und die Geschicklichkeit ihrer Geschützbedienung verschafften ihnen jedoch einen vollkommenen Sieg über die große Uebermacht. Früher hatten die Portugiesen wohl hie und da durch ihr Beispiel bewiesen, was eine Handvoll Europäer über die undisciplinirten Horden eines asiatischen Heeres vermöge; allein ihre Siege waren fast vergessen; Franzosen und Engländer hatten sich vielmehr seitdem wieder gewöhnt, den Großmogul als einen großen und mächtigen Herrscher zu betrachten,

gegen den jeder Widerstand, der mit so schwachen Kräften, wie sie den Europäern zu Gebot standen, versucht würde, sich als vollkommen nutzlos erweise. Der Sieg Dupleir's brach diesen Zauber der großmongolischen Macht und die Offiziere beider Nationen zogen daraus eine Lehre, die sie fortan zum Schaden aller eingebornen Fürsten zu benützen verstanden. Nach verschiedenen Wechselfällen des Glücks im Kampfe um Madras zwischen Engländern und Franzosen traf die Nachricht in Indien ein, daß in Europa der Friede zwischen beiden Ländern geschlossen worden und daß in Folge dessen Madras den Engländern zurückzugeben sei. Die beiden Nationen nahmen daher jetzt wieder in Indien dieselben Stellungen ein, wie vor dem Kriege.

Anstatt die Ruhe in Indien wieder herzustellen, diente jedoch dieser Friedensvertrag nur dazu, den Kreis der militärischen Operationen zu erweitern; denn, da jede der beiden Mächte beträchtliche Streitkräfte daselbst zu ihrer Verfügung hatte, so lag das Streben nahe, sie passend zu verwenden. Die Ereignisse des letzten Kriegs hatten das Geheimniß der Schwäche der indischen Regierungen gelehrt und gewissermaßen die Bahn der unbegrenzten Hoffnungen für Gründung eines großen Reiches in diesem reichen und prachtvollen Lande geöffnet. Man hatte jetzt die Politik der indischen Fürsten kennen gelernt, die von jeher darin bestund, nur das Interesse des Augenblicks zu verfolgen und stets die Parthei des Stärksten zu ergreifen. Auch darf man nicht vergessen, daß die Thronfolge nirgends in Indien durch ein Gesetz bestimmt ist. Beim Tode eines indischen Fürsten treten daher seine Söhne, Enkel, Nissen und selbst sogar entferntere Verwandte mit Ansprüchen auf den Thron auf, und suchen sie durch Waffengewalt geltend zu machen. Es war dieß zunächst der Fall beim Tode des mächtigen Nabobs von Dekkan und des von Carnatik. Dupleir, der französische Gouverneur, begriff sogleich, daß, wenn es ihm gelänge, zwei seiner Schützlinge unter den Hinterlassenen dieser Nabobs auf die zwei größten Throne der indischen Halbinsel zu setzen, welchem Unternehmen er sich gewachsen glaubte, er der wahre Gebieter dieser großen Länderstriche würde. Das Glück war ihm auch hierin günstig. Einer seiner Unterbefehlshaber, d'Auteuil, erstürmte mit seltener Tapferkeit an der Spitze von bloß 2,400 Mann, worunter nicht mehr als 200 Europäer, das von 20,000 Feinden besetzte Lager des Nabobs von Dekkan. Sie drangen bis zu ihm vor, wie er, auf einem Elephanten sitzend, inmitten seiner Reiterei und umgeben von Fahnen, die im Winde flatterten, mit

lauter Stimme seine Truppen zur Tapferkeit ermahnte. In diesem Augenblick schoß ihm ein Soldat eine Kugel durchs Herz und mit seinem Falle war das Schicksal dieses Thrones entschieden.

Der zweite Plan Dupleir's, der mit dem Throne des Carnatik, gelang ebenfalls in demselben Moment, wo er nahe daran war, zu mißlingen. Nazir-Dschong, Nabob des Carnatik, stand an der Spitze von 100,000 Mann einem Häuflein von 800 Europäern und 3000 Sepoys mit 10 Kanonen gegenüber, und die Franzosen begannen bereits dieser ungeheuern Uebermacht zu weichen, als der Verrath sich im Lager des Nabobs zeigte, und derselbe von seinen eigenen Leuten erschossen ward. Ihm ward sogleich der Kopf abgeschnitten und derselbe, wie es in solchen Fällen in Indien üblich ist, zu den Füßen des Siegers gelegt.

Ehe der Tag sich neigte, konnten Indien und die Welt ein Schauspiel betrachten, wie sie es kaum je gesehen hatten, nämlich einen Herrscher über ein Reich, so groß wie drei der größten Königreiche Europas, und 35 Millionen Unterthanen zählend, alles durch die Gnade eines bloßen Fremdling's, der nicht lange vorher aus einem andern Welttheil herübergekommen war, und kaum 1000 Mann zur Verfügung hatte, um solche Wunder zu verrichten. Man bewundert vielfach England, daß es die große Aufgabe zu lösen verstehe, aus einer Entfernung von 4000 Meilen mit wenigen Hundert Civilbeamten und einigen Tausend Mann Soldaten seine unermesslichen indischen Besitzungen zu beherrschen. Wenn hierin etwas bis dahin Unerhörtes, Reckes und Geniales liegt, so muß man anerkennen, daß die Ehre hiervon einigermaßen Dupleir gebührt, der zuerst den Schleier, der über den Dingen der indischen Herrschaft lag, zu lüften verstanden hatte.

Der neue Nabob des Carnatik wußte seinen Dank für die Hülfe der Franzosen nicht besser zu bezeugen, als indem er Dupleir zum Nabob aller der Länder machte, die südlich vom Kistnah liegen, das heißt, von einem Ländergebiete, dessen Oberfläche der von Frankreich gleichkommt. Er fügte noch andere Würden oder persönliche Vorrechte hinzu, unter andern auch das, daß derselbe einen Fisch auf seinen Fahnen anbringen lassen durfte, was nur den vornehmsten Personen des Reiches zustund. Allein dieser große Mann vergaß darüber, daß sein Ehrgeiz oder seine Eitelkeit auf solche Weise befriedigt wurden, nicht die Interessen seines Landes oder der Handelsgesellschaft, welcher er vorstund. Unabhängig von der persönlichen Macht, die ihm als Nabob zugefallen war, hatte er dafür gesorgt, daß die Compagnie einen an Pondichery,

Karikal und Masulipatam gränzenden Länderstrich erhielt, dessen jährliche Rente sich auf 950,000 Franken belief. Auf diese Weise faßte die Compagnie als anerkannte Souveränin Fuß auf einem Theil der Halbinsel, während sie den andern als oberste Vermittlerin in Abhängigkeit hielt. „Von dem bloßen Nennen Eures Namens wankt der Thron des Großmoguls!“ hatte ein indischer Höfling an Dupleix geschrieben.

Während so die französische Macht in Indien im Wachsen war und die englische in Schatten stellte, enthüllte das Schicksal den Mann, der berufen war, die seiner Nation dauernd zu begründen. Es war dieß Clive, später Lord Clive von Plassey.

Clive hatte einige Jahre als Civilbeamter im Dienste der englischen Compagnie zugebracht. Aus der Amtsstube war er das erste Mal in den Militärdienst übergegangen und hatte bei mehreren Feldzügen seinen in Hülfsmitteln und Entwürfen fruchtbaren Geist, schnellen Blick und einen kalten Muth bewiesen, wie er großen Charakteren eigenthümlich ist. Nachdem er bei den Belagerungen von Pondichery und Devicottah mitthätig gewesen war, vertauschte Clive das Schwert wieder mit der Feder. Allein die verzweifelte Lage der englischen Macht rief ihn noch einmal zu den Waffen. Von jetzt an erzielte er unter den schlimmsten Verhältnissen Erfolge, wie sie nur immer von der größten militärischen Fähigkeit zu erreichen waren. Allein nach kurzer Zeit zwang ihn der Zustand seiner Gesundheit, die Wiederherstellung derselben in Europa zu suchen, von wo er später mehrmals zurückkehrte, um die englische Herrschaft in Indien stets fester zu begründen.

Einem solchen Manne stand immer noch als ebenbürtiger Gegner Dupleix gegenüber. Allein der Stern Dupleix's war dem Erbleichen nahe. Diejenigen, welche den Nutzen aus den von ihm gemachten Eroberungen ziehen sollten, waren gleichsam erschrocken davon. Ein Reich, von der Größe Preußens, in voller Souveränität besessen, ein zweites, noch fünf oder sechs Mal größeres Reich unter der Herrschaft eines Mannes, der sein Schützling war, — Alles dieß war zu viel für eine Gesellschaft von Handelsleuten und Speculanten, die es sich vielleicht jetzt schon zum Vorwurf machten, von Indien als von einer Henne geträumt zu haben, die goldene Eier lege. Sie wichen zurück, als sie sahen, daß der Vogel, den sie hatten brüten lassen, eine Königskrone in seinen Griffen trug. Statt einfach eine armfelige Niederlassung in Pondichery zu verwalten, hatte ihm der Krieg und die Eroberung als das einzige Mittel erschienen,

den französischen Niederlassungen eine feste Grundlage zu geben und sie der kümmerlichen Existenz zu entreißen, in der sie stets von der Laune oder der Habgier des ersten besten Nabobs abhingen, der selbst allen Wechselfällen der Unbeständigkeit ausgesetzt war, die alle indischen Gewalten von jeher so rasch nach einander verzehrten.

Allein seine Gegner, sowohl im eigenen als fremden Lager, wollten es anders. Das Kabinet von Versailles, wie die französisch-indische Compagnie waren bereit, sowohl Dupleix als alle französischen Eroberungen zu opfern, und es kam dem entsprechend ein Friede zu Stande, welcher der französischen Herrschaft in Indien bis auf die kleine Colonie Pondichery den Todesstoß versetzte. Dupleix ward zurückberufen, um sich zu verantworten. Fast man den Friedensvertrag vom Jahr 1754 ins Auge, so gelangt man zur Frage, was aus Indien geworden wäre, wenn Dupleix, indem er auf seine Eigenschaft als Agent der französischen Compagnie verzichtete und derselben genaue Rechenschaft über sein Wirken gab, sich auf eigene Faust in den Ländern zu behaupten gesucht hätte, welche ihm persönlich vom Nabob des Carnatik zum Danke für seine Dienste verliehen waren und worin ihn der Großmogul förmlich bestätigt hatte. Wie dem nun auch sei, die Uneigennützigkeit und die Vaterlandsliebe, welche Dupleix beseelten, flößten ihm eine edlere Handlungsweise ein. Er kehrte nach Europa zurück, um noch 9 Jahre daselbst zu verleben, bis er, geschwächt durch Kummer und Sorgen, ins Grab sank.

Eroberung Bengalens durch Clive.

Während Frankreich und die französisch-indische Compagnie so die Dienste Dupleix's vergalteten, sandte England Clive mit dem Grade eines Oberstlieutenants im Dienste des Königs und mit dem Range eines Gouverneurs des Forts Sanct David dahin zurück. Bengalen sollte jetzt die ganze Gewalt der englischen Waffen empfinden.

Durch Intriguen der verschiedensten Art hatte Suraschah-Dulah die Herrschaft von Bengalen, Bahar und Drissa an sich gerissen. Kaum darin befestigt, griff er Kalkutta mit der Drohung an, die der Engländer an diesem Punkte zu beschränken, wo nicht ganz zu vernichten. Seine ersten Anstrengungen waren von Erfolg gekrönt. Stadt und Festung wurden übergeben, nachdem die Engländer ihre daselbst befindliche Flotte nebst ihren Schätzen geflüchtet hatten. Als der oberste Rath von Madras dieß